

Fortsetzung von Seite 1

132 Millionen US-Dollar genannt. Vielen kam das sehr gering vor. Bagratyan hatte sich in armenischen Medien empört: „Haben Sie Anteile an der Mine in Kadjaran? Ist das die Art und Weise, in der Sie privatisieren?“, war er den damals amtierenden Präsidenten angegangen. Korruption ist in Armenien allgegenwärtig. Transparency International führt das Land in seinem Index auf Platz 94.

Wir hatten genug gehört. Das Bild, das wir uns nach vielen Gesprächen machen mussten, war deprimierend: Ein deutscher Rohstoffkonzern plündert ein armes Land aus und vergiftet Mensch und Umwelt. Mit einiger Empörung im Herzen machten wir uns auf den Weg nach Kadjaran.

Die Straße windet sich spektakulär durch das Hochland. Sie erklimmt Berge in Serpentina, dass einem schlecht wird. Sie gleitet entlang lieblicher Flussläufe. Sie stürzt sich hinab in Schluchten, um auf der anderen Seite mühsam wieder in die Höhe zu kraxeln. Mit einem furchtlosen Fahrer braucht man für die Strecke fünf Stunden. Sie ist ein repräsentatives Beispiel für die Schönheit dieses Berglandes und für den jämmerlichen Zustand seiner Infrastruktur. In der Hauptstadt hatte man uns gewarnt. „Wir versuchen, mit den Leuten in Kadjaran zu sprechen, aber niemand will mit uns reden. Sie haben Angst“, hatten wir immer wieder gehört. Wir engagierten Valeri Sargsyan als Chauffeur, einen 54-Jährigen mit entschlossenem Blick. Er würde uns auch fahren, wenn wir in Konflikt mit den Mächtigen vor Ort geraten würden, hatte man uns versichert.

Sargsyan erzählte uns einen Witz: Im verstrahlten Sperrgebiet in Tschernobyl sitzen Männer unter freiem Himmel an einem Tisch. Sie trinken Wasser aus den Quellen der Gegend, sie essen Gemüse aus den Gärten. „Was macht ihr da? Das ist alles verseucht!“, werden sie gewarnt. „Uns macht das nichts. Wir sind aus Kadjaran“, antworten sie. In der Gegend erzähle man sich die Anekdote gerne, sagte Sargsyan.

in seinem Tagebau verschwinden lassen. Unter dem Dorf werden reiche Erzkorkommen vermutet. Wie ein Soldat seine Stellung verteidige, verteidige er seine Leute, sagte Rafik Atayan in seinem schäbigen Büro.

In fast jeder Dorffamilie sei jemand krank. Herzinfarkte seien häufig, die Minenarbeiter litten an Lungenerkrankungen, ihre Frauen unter gynäkologischen Beschwerden. Ob man einen Kranken treffen könne? „Nein, verstehen Sie, sie haben alle Angst und möchten nicht darüber sprechen.“

Wir waren zwar jetzt direkt am Bergwerk, trotzdem kam unsere Suche kaum voran. Was uns zugetragen wurde, war allenfalls Hörensagen. Gerüchte. Je schärfer wir zu sehen versuchten, desto unschärfer wurde das Bild. Genaueres, Messdaten etwa, hatte niemand. Es war verwirrend, wir begannen zu zweifeln. Ein Besuch im Bergwerk würde endlich Klarheit bringen, so hofften wir.

Im dritten Stock eines Funktionsbaus, kaum zwei Kilometer vom Dorf Kadjaran entfernt, empfing uns die junge PR-Chefin der Mine. „Noch vor Monaten wärt ihr hier nicht willkommen gewesen“, sagte sie zur Begrüßung. Sie selbst sei erst kürzlich eingestellt worden. Schon ging es ins Büro des Minendirektors.

Wir mussten auf einen gewissenlosen Geschäftemacher treffen, wenn wir den Umweltschützern glaubten. Neil Stevenson aber war ein Australier mit einem sonnigen Gemüt. Seinen Schreibtisch schmückte ein armenisches Fähnchen. An seiner Seite saß Mger Poloskov, leitender Manager von Cronimet. Ein bulliger Mann mit Bürstenhaarschnitt und tiefem Bass. An seinem Handgelenk blitzte eine teuer aussehende Uhr. Wenigstens das passte zum Klischee. Stevenson arbeitete erst seit ein paar Monaten hier, Poloskov schon seit Jahren. Beide hatten ein Lieblingswort: Wandel.

Cronimet sei im vergangenen Jahr zu dem Schluss gekommen, dass das Bergwerk nicht auf dem Weg zu einer Weltklasse-Unternehmung mit Weltklasse-Standards sei, sagte Stevenson. „Es brauchte einen kulturellen Wandel an der Spitze der Organisa-

## Landeskunde

Armenien liegt

am südlichen Rand des Kaukasus und ist in etwa so groß wie das Land Brandenburg. Nahezu 90 Prozent seiner Fläche befinden sich mehr als 1000 Meter über dem Meeresspiegel. Durch ihre Lage am Zusammenstoß der Eurasischen mit der Arabischen Platte ist die Region besonders erdbebengefährdet.

An Bodenschätzen

sind verschiedene Kupferoxide am wichtigsten, die als Nebenprodukt Molybdän, Eisen und Gold enthalten, außerdem Uran, verschiedene Halbmetalle, Schmucksteine und Gesteinsarten wie Tuff, Basalt, Marmor und andere. Hinzu kommen Mineralwasserquellen, deren Wasser auch für Heizwecke Verwendung findet.

1988 wurde Armenien

durch ein Erdbeben schwer getroffen, was einige Regionen noch immer belastet. Nach dem Zusammenbruch der UdSSR, zu der das Land seit 1922 gehörte, geriet der junge Staat in eine schwere Wirtschaftskrise. Inzwischen ist die Privatisierung in der Industrie weitgehend abgeschlossen. Ihre wichtigsten Zweige sind Maschinenbau, Chemie sowie Textil-, Metall-, Nahrungsmittel- und Aluminiumindustrie.

Man könne den Kaufpreis ja gerne nachrechnen. „Das Bergwerk produzierte damals acht Millionen Tonnen im Jahr. Nehmen Sie den Preis, nehmen Sie den Metallgehalt des Gesteins, bestimmen Sie, wie viel Metall produziert wird, errechnen Sie die Einnahmen daraus. Und dann bestimmen Sie, was Sie hier investieren würden.“

Keiner der Vorwürfe habe etwas mit Cronimet zu tun. „Sie sollten sich diese Fragen vielleicht in Bezug auf das Land selbst stellen. Es gibt hier einfach einen Raum für Gerüchte. Das wird nicht von uns bestimmt, sondern von der Gesamtsituation in diesem Land.“ Ein armenischer Politiker habe ihm einmal in vollem Ernst vorgehalten, dass Cronimet gar nicht existiere. Er habe auf dem Flughafen in Frankfurt nach dem Unternehmen gefragt, keiner habe es gekannt. Eine bizarre Geschichte, die auch wir in Jerewan gehört hatten. „Was wir tun können, ist, offener zu sein und mit den Betroffenen zu reden. Damit haben wir begonnen“, sagte Poloskov.

Wir versuchten, einen letzten Stich zu landen. Was war mit der Sorge des Dorfvorstehers, sein Ort könne bald von der Mine verschlungen werden? „Das war ein sehr unglücklicher Kommunikationsfehler und einer der Gründe, warum wir das Management hier ausgetauscht haben“, konterte Poloskov. Die Eigentümerversammlung habe verboten, derzeit in diese Richtung weiter zu arbeiten. „Wenn wir jemals in der Zukunft über irgendeine Vergrößerung der Mine nachdenken sollten, werden wir das nur in Übereinstimmung mit den Weltbank-Standards tun. Wir werden mit den Betroffenen reden und versuchen, eine allseitig akzeptierte Lösung zu finden. Nur wenn das gelingt, werden wir in diese Richtung weitergehen.“

Ein Nein war das nicht, und Dorfvorsteher Rafik Atayan hatte sowieso den Verdacht, dass sein Ort still vor sich hin sterben sollte, um dann widerstandslos abgeräumt zu werden. Sehr weit ist dieser Moment nicht mehr, geht man von der Zahl der leerstehenden Häuser aus. Aber: Situationen

det, ausgespuckt aus einem riesigen Rohr. Gut 30 Kilometer vom Bergwerk entfernt, glänzt unterhalb der Straße ein Gewässer als wäre es ein wunderschöner türkisblauer See. Tatsächlich ist es ein Schlammteich.

Hier sammelt sich, was übrig bleibt, wenn das Erz mechanisch oder chemisch aus dem Gestein gelöst ist: kleinste Partikel. Ein steter Strom wird über Kanäle und Tunnel von der Mine kommend eingeleitet. Jedes Jahr steigt der Wasserspiegel, der See wird größer, angrenzendes Land geht verloren. Es sind Felder und Gärten von Menschen. Die Frage war, wie gefährlich das Wasser war.

„Psst, nichts sagen“, hatten die Ärzte in einem Krankenhaus der Region getuschelt, als wir nach der Schadstoffbelastung fragten. Ihr Chef hatte in freundlichem, aber bestimmtem Ton in einem langen Gespräch nichts gesagt. Von den zuständigen Ministern bekamen wir nie Antwort. Die Leute von Artsvanik aber, dem kleinen Dorf am Schlammteich, erzählten von gefährlicher Strahlung, giftigen Dämpfen und den vielen Kranken im Ort.

In Artsvanik konnte man diese Menschen tatsächlich treffen. Anahit Zakaryan, eine freundliche Frau von 64 Jahren, lachte, als wir sie ansprachen. Vor Kurzem erst hatte sie den Krebs überwunden, erst einmal jedenfalls. Sie lebte allein auf ihrem kleinen Gehöft oberhalb der Straße. Vom Balkon aus sah man den Schlammteich im Tal durch die knorrigen Obstbäume glitzern.

Früher, als sie eine junge Frau war und der Teich noch eine Pflütze, bescherten ihr die Bäume reiche Ernten, erzählte sie. Nun aber wollten sie seit Jahren schon nicht mehr tragen. „Die Äpfel werden einfach schwarz und fallen vom Baum, die Pflirsche gedeihen nicht mehr. Früher war das ganz anders. Ich frage mich natürlich, woher das kommt“, sagte sie. Letzteres galt auch für ihre Krankheit. Sie aß aus ihrem Garten, was genießbar war. Außerdem das Fleisch der Schafe, die am Schlammteich weideten und dessen Wasser tranken. Etwas anderes konnte sich Anahit Zakaryan nicht leisten.

### DER MINENDIREKTOR



Neil Stevenson sagt: „Wir betreiben unser Geschäft nun ganz anders.“

### DER UMWELTAKTIVIST



Levon Galstyan findet, dass die Minenbetreiber gefährliche Leute seien.

### DER DORFVORSTEHER



Rafik Atayan will seine Leute und seinen Ort verteidigen wie ein Soldat.

### DIE ANWOHNERIN



Anahit Zakaryan fragt sich, warum sie an Krebs erkrankte.

Er fuhr uns in das Dorf Kadjaran. Wir stapften durch Matsch und Schnee der Dorfstraße. Den steilen Hang gegenüber, keinen Kilometer Luftlinie entfernt, quälten sich im Minutentakt riesige gelbe Speziallaster hinauf zur Grube. Das Heulen der Motoren wehte über das Tal zu uns herüber. Dort lag die Mine, deretwegen wir gekommen waren.

Gut 200 Menschen lebten noch in dem Dorf, viele der einfachen Holzhäuser verfielen unbewohnt. Der erste Bewohner, den wir sahen, hatte eine lederne Schiebermütze auf dem Kopf und ein Kleinkind an der Hand. Er hatte Angst, aber er rang sich zu ein paar Sätzen durch. Vrej, so sein Vorname, war Arbeiter im Bergwerk und vor acht Jahren aus einer anderen Stadt hierher gezogen. Der Job, den er hier endlich gefunden hatte, ernährte seine Frau, vier Kinder und seine Schwester. „Natürlich weiß ich, dass das gefährliche und schädliche Arbeit ist. Aber was soll ich machen? Ich muss erst daran denken, dass ich das Essen für meine Familie verdiene. Die Gesundheit kommt danach.“

Hovnan Israelyan war der nächste Dorfbewohner, den wir trafen. Er lud uns sofort in sein bescheidenes Haus ein. Seine Frau servierte selbst gemachte Rouladen, der 73-Jährige zeigte Schwarz-Weiße-Fotos von früher, als er Mitglied des Obersten Sowjets in Moskau gewesen sei. Sorgen um die Umwelt oder seine Gesundheit machte er sich nicht, im Sommer aß er sein Obst und Gemüse aus dem Garten. Nur eins trieb ihn um: Zu Sowjetzeiten, als das Bergwerk ein Staatsbetrieb war, seien seine Gewinne in Straßen und Schulen geflossen. Nun fehle dieses Geld an allen Ecken und Enden.

Der Dorfvorsteher wurde deutlicher. Er hieß Rafik Atayan und war Bauer, sein Einkommen hing nicht an der Mine. Zugleich hatte er allen Grund, dem Bergwerksbetreiber gram zu sein. Denn bis vor Kurzem wollte der immer wieder Teile der Siedlung

tion. Ich wurde eingestellt, um diesen Wandel anzutreiben. Wir haben neue Leute geholt. Wir betreiben unser Geschäft nun ganz anders.“

Eine westliche Unternehmensberatung habe geprüft, ob das Werk in Übereinstimmung mit den Standards arbeite, die die Weltbank formuliert. „Leider gab es viele Defizite“, sagte Stevenson. Er arbeite nun daran, sie abzustellen. Auf seinem Schreibtisch stapelten sich die Berichte zu Umweltschutz, Arbeitssicherheit, Informationspolitik. Es gehe vor allem darum, Richtlinien und Verhaltensweisen schriftlich festzuhalten und Betroffene besser zu informieren – Papierkram, nichts Gravierendes. An Recht und Gesetz habe man sich ohnehin immer gehalten. In einem Land, das sich Investoren als bergbaufreundlich anpreist und die Gesetze entsprechend formuliert, ist das freilich nicht sonderlich bemerkenswert.

Poloskov sprach von einer langfristigen Strategie, die Cronimet in Armenien verfolge. 500 Millionen US-Dollar seien investiert worden, gerade erst habe man die Löhne angehoben. Mindestens 500 Euro verdiene nun jeder der über 3000 in Armenien beschäftigten Mitarbeiter – fast 200 Euro mehr als das Durchschnittseinkommen im Land beträgt. Die Mine sei seit Jahren einer der größten Steuerzahler Armeniens. „Natürlich hat jedes Bergwerk Folgen für die Umwelt, das liegt in der Natur des Bergbaus. Da draußen wird ein riesiges Loch gegraben“, räumte er ein. Aber die Umweltschützer erfänden Schauermärchen. „Sie wollen Quecksilber im Wasser gefunden haben. In sämtlichen Proben, die wir nach Deutschland geschickt haben, war absolut kein Quecksilber. Nicht einmal im Bergwerk gibt es Quecksilber. Sie versehen ihr Geschäft einfach nicht ordentlich.“

Korruptionsvorwürfe konterte Poloskov auf Deutsch: „Keine Staatsangestellten von heute oder von früher sind irgendwie involviert in die Gesellschafterstruktur hier.“

## „Natürlich hat

## jedes Bergwerk Folgen

für die Umwelt, das liegt in der Natur des Bergbaus.

Da draußen wird ein riesiges Loch gegraben.“

Mger Poloskov, Cronimet-Manager



BERLINER ZEITUNG/CHRISTIAN SIEPMANN (5)

wie diese gibt es in vielen Bergbauregionen, selbst in der Lausitz vor den Toren Berlins. So ertappten wir uns schon dabei, im Kopf zu relativieren. Stevenson und Poloskov hatten mit ihrer Charme-Offensive offenbar beträchtlichen Erfolg gehabt.

Am nächsten Tag brachte uns ein riesiger Geländewagen in den Tagebau, auch das ein Entgegenkommen von Neil Stevenson. Nach einem knappen Kilometer Bergaufahrt stoppten wir am Rand der Grube. Die gelben Laster, die wir von der anderen Seite des Tals gesehen und gehört hatten, dröhnten in engem Takt an uns vorbei. Sie quälten sich tiefer in die Mine. Wir aber durften nicht dorthin. „Sicherheitsgründe“, sagten unsere Begleiter, die Sicherheitsleute.

Terrasse um Terrasse fraß sich der Mensch hier in den Fels. Er hatte ein tiefes Loch gegraben und buddelte und sprengte immer noch weiter. Bis zu 20 Millionen Tonnen sollten hier in diesem Jahr gefördert werden, in Zukunft sogar noch mehr. Im Hintergrund blitzte der Schnee auf den Bergrücken unter einem azurblauen Himmel. „Nein, bitte, keine Fotos“, sagte einer der Männer. Er hielt sich geschickt vor der Linse. „Sicherheitsgründe“. Man müsse verstehen, die Grenze zum feindlichen Aserbaidschan sei ganz nahe.

Natürlich, so ein Bild von einem riesigen Loch, das der Mensch in ein Idyll bohrt und sprengt, ist keins, das einem Minenbetreiber Sympathien einbringt. Das Handwerk der Öffentlichkeitsarbeit hatten sie hier schnell und gut gelernt, das war uns klar. Trotzdem: Wir konnten in Mger Poloskov und Neil Stevenson nicht mehr die Bösewichte sehen, auf die uns die Naturfreunde vorbereitet hatte. Oder fielen wir etwa in genau diesem Moment auf sie herein?

Es blieb ein letzter Versuch, das herauszufinden. Wir mussten an den Ort, den wir auf den Fotos von Levon Galstyan, dem Umweltschützer aus Jerewan, gesehen hatten. Es ist der Ort, an dem der Müll der Mine lan-

Wir mussten ans Wasser kommen, das war klar. Wir kraxelten vom Hügel ins Tal hinab, auf halbem Weg trafen wir Borik Gevorgyan. Er kam von der Feldarbeit, an den Füßen Gummistiefel, in der Hand eine Sichel. Zwischen seinen Maulbeerbäumen und dem Wasser lagen nur noch 600 Meter, erzählte er. Viele Gärten habe der Schlamm schon unter sich begraben. Entschuldigungen seien schon lange zugelegt, aber nie bei den nun Landlosen angekommen.

Gevorgyan erzählte vom Gestank des Wassers, den der Wind oft bis ins Dorf treibe. Früher hatte der 61-Jährige in der ganzen Gegend die Telefone repariert, von Dorf zu Dorf sei er zu Fuß gewandert. „Nur bei uns in Artsvanik und in einem Nachbarort hatte ich immer Bluthochdruck. Beide Orte liegen nahe am See. Das muss doch mit dem Wasser zu tun haben!“, schimpfte er.

Wir witterten Gewissheit. Je näher wir dem Wasser kamen, desto stärkerer Chemikalien-Gestank lag in der Luft. Als wir den Teich erreichten, glaubten wir uns vor einer riesigen Lache Klebstoff. Das Wasser war milchig, getrübt von den Partikeln. Rundum versanken Bäume und Büsche. Direkt am Ufer fanden wir ein Schafsknochen.

Es war ein Bild des Untergangs, wie gemacht, um die freundlichen Minenmanager als kühl lächelnde Lügner zu überführen. So dachten wir und nahmen Proben von dem Wasser.

Selbst zurück in Berlin rochen wir noch Klebstoff, sobald wir den Verschluss der Probe öffneten. Wir brachten sie in ein Labor. Das Ergebnis kam nach wenigen Tagen: Die Brühe aus dem Schlammteich erfüllte die strengen Vorschriften der deutschen Trinkwasser-Verordnung. Der Laborchef ließ daran keinen Zweifel.

Die Recherche wurde von der Robert-Bosch-Stiftung im Rahmen des Förderprogramms „Journalisten vor Ort“ gefördert.